

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 52.

Mittwoch, den 3. März 1909.

24. Jahrgang.

Im Waldhof.

Erzählung von Courts-Mahler.

(S. Fortsetzung.)

Daß Weihnachten im Waldhof gefeiert werden mußte, war allen Hendorfsens eine unumstößliche Notwendigkeit. Klaus und Anne Dore sollten dann für die Weihnachtstage dorthin zurückkehren und erst im Januar wieder in Berlin eintreffen, um verschiedene Bälle und Gesellschaften zu besuchen.

Erst nachdem Klaus alles das mit Frau Professor Schratt ins reine gebracht hatte, machte er Anne Dore mit dem Programm des Berliner Aufenthaltes bekannt.

Zuerst war sie ein bißchen enttäuscht, sie hatte geglaubt, mit ihrem Onkel Klaus allein in Berlin herumstreifen zu können, nur mit ihm als Führer und Gesellschafter. Nun sollte sie da eine Menge Menschen kennen lernen, tanzen und in große Gesellschaften gehen. Das war ihr eigentlich gar nicht sehr verlockend. Sie hatte geseufzt und ihn kläglich angesehen.

„Ruß das alles sein, Onkel Klaus?“

„Ja, Anne Dore, du mußt doch wenigstens lernen, dich in Gesellschaft zu bewegen.“

„Aber gleich tanzen — das kann ich doch eigentlich schon, ich hab' doch mit dir zur letzten Kirmees im Dorf einen feinen Walzer getanzt. Und mit dem Forstleuten von Grummen Polka. Das genügt doch.“

„Nein, Kind, es genügt nicht. Da gibt es noch eine Menge Tänze, die du lernen mußt und die dir sicher gefallen.“

„Wirst du die alle mit mir tanzen?“

„Alle nicht, aber doch einige.“

„Geht es nicht, daß du alle mit mir tanze?“ fragte Anne Dore ihren Onkel wieder.

Er lachte. „Nein, Anne Dore, das geht nicht.“

„Schade.“

„Nun tut es dir gar leid, daß du mich nach Berlin begleiten mußt,“ neckte er. „Soll ich lieber wieder allein fahren?“

Da hatte sie ihn fest um den Hals gefaßt.

„Nein — ich gehe mit, ich bin doch dann wenigstens mit dir zusammen.“ —

So fuhr Anne Dore mit nach Berlin, lernte tanzen und ging in Gesellschaft. Es gefiel ihr auch ganz gut. Mit den jungen Damen wußte sie zwar so recht nichts anzufangen. Es fanden sich zu wenig gemeinsame Berührungspunkte. Mit den Herren kam sie viel besser aus, die machten nicht hämißche, mißbilligende Gesichtser, wenn sie einmal mit einer offenerzigen Bemerkung aus dem Rahmen fiel. Im Gegenteil, die freuten sich über ihre frische, ursprüngliche Natürlichkeit. Und sie wetteiferten förmlich um die Gunst des schönen, schlanken Mädchens.

Wie schön und anmutig Anne Dore geworden war, das merkte Klaus erst so recht in dieser Zeit. Er sah sehr wohl, wie die jungen Herren sie bewunderten. Diese Beobachtung schuf ihm indes keine Freude. Wohl machte es ihm das Herz warm, daß Anne Dore so lieblich erblüht war, aber das eifrige Bemühen der jungen Herren um ihre Gunst verursachte ihm ein peinigendes Unbehagen. Es bereitete ihm ein schmerzliches Gefühl, welches er zwar zu unterdrücken suchte, das aber immer stärker und intensiver wurde. Es sah aus wie Eifersucht.

Zuerst erschraf Klaus, als das Wort Eifersucht in ihm erwachte, er wies es weit von sich und redete sich ein, daß er nur väterlich oder brüderlich für Anne Dore zu empfinden imstande

(Nachdruck verboten.)

war. Das hinderte ihn jedoch nicht, jeden jungen Mann, der sich ihr näherte, mit heimlicher Unruhe zu beobachten. Anne Dore ahnte nichts von seinem Unbehagen. Er bezwang sich in ihrer Gegenwart und verkehrte wie sonst mit ihr. Und sie gab sich harmlos und unbefangen den jungen Herren gegenüber, freundete sich mit einigen von ihnen an und versprach lachend, im nächsten Winter wieder zu kommen, wenn Onkel Klaus sie wieder mitnehmen würde. Natürlich bestürmte man „Onkel Klaus“ darum, und er mußte mit liebenswürdiger Miene versprechen, was man von ihm verlangte.

Jedenfalls atmete er aber sehr erleichtert auf, als er mit Anne Dore endlich wieder der Heimat entgegenfuhr. Und zu seiner innigen Genugtuung sagte sie seufzend, als sie sich im Coupée zurecht gerückt hatte: „Gottlob, Onkel Klaus, daß wie nun wieder in unsern geliebten Waldhof kommen!“

Er sah froh und doch etwas unsicher in ihr reizendes Gesichtchen.

„Hast du dich denn nicht gut amüsiert, Anne Dore?“

Sie nickte lebhaft.

„Doch, sehr gut! Tanzen ist famos, und Frau Professor Schratt war sehr lieb und gütig zu mir. Die jungen Damen mochten mich aber scheinbar alle nicht. Ich habe freilich auch keine einzige so lieb gewonnen, daß ich sie zur Freundin haben möchte. Und die Herren — na, einige waren sehr, sehr nett, aber ich mußte immer lachen, wenn sie so gezielte Komplimente machten und die Augen verdrehten. Du — ich hab' mich furchtbar bemüht, ernst zu bleiben. Meist verstand ich gar nicht, was sie wollten, und wenn ich fragte, drehten sie ihre Warte und sagten: „Gnädigste Fräulein belieben zu scherzen!“

Sie kopierte den schnarrenden Ton und lachte laut auf. Klaus fühlte sich innerlich beglückt durch ihre Unberührtheit. Er hob aber den Finger und drohte ihr lächelnd: „Du übst scharfe Kritik, Anne Dore!“

Sie haschte nach seiner Hand und sah ihn strahlend an.

„Banke nicht! Am schönsten war es, wenn ich mit dir allein in der Oper oder im Theater war oder in den Museen. Wie in einer Kirche, so andächtig war mir da immer zumute. Und darauf freue ich mich sehr, wenn du mich nächsten Winter wieder mitnimmst. Am meisten freue ich mich jetzt aber auf unsern lieben alten Waldhof, auf den Wald und die Heide, auf Frau Sonnenmann und alles, was ich lieb habe.“

„Du möchtest also nicht immer in Berlin bleiben?“

Sie sah ihn ganz erschrocken an.

„Am Himmelswillen nicht! Weißt du, im Winter geht es wohl auf einige Wochen; und ins Theater gehe ich furchtbar gern. Aber immer in der trübeligen großen Stadt sein, nie mehr durch Wald und Heide streifen dürfen nach Herzenslust — nein, das hielt ich nicht aus!“

„Und wird es dir nun nicht sehr einsam sein im Waldhof, wirst du die heitere Gesellschaft nicht vermiffen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich hab' ja dich“, sagte sie einfach und überzeugend.

Da wußte er, daß sie ihr Herz unberührt aus dem Großstadtgetriebe wieder heimbrachte, und eine große, innige Freude erfüllte sein Herz.

Wie aber dann wieder stille Tage folgten, da schlichen sich oft unruhige Gedanken in seine Seele. Er fragte sich, was wohl werden sollte, wenn Anne Dore's Herz eines Tages erwachte, wenn sie heiraten würde. Diese Vorstellung verursachte ihm namenlose Pein. Warum war dies der Fall? Nur weil dann die innige Gemeinschaft mit ihr aufhören würde? Wirklich nur deshalb?

Klaus Hendrichsen war nicht der Mann, lange mit sich selbst verstorben zu spielen. Er wollte sich nicht selbst belügen und sah der Wahrheit voll ins Gesicht. Er wußte nun, daß er Anne Dore liebte — nicht wie ein Vater oder Bruder, sondern wie der Mann das Weib liebt. Stärker und tiefer war diese Liebe in aller Heimlichkeit geworden, als jene Neigung für Wilma Hartwig.

Zugleich sagte er sich jedoch, daß diese Liebe eine aussichtslose war. Anne Dore sah in ihm nur den geliebten Onkel Klaus — nichts weiter. Sollte ihm kein Glück in der Liebe beschieden sein? Würde ihm auch diese zweite und stärkere Neigung nichts als Herzenswunden eintragen? Das war bitter und schmerzlich. Es stand aber fest bei ihm, daß er seine Liebe tief und sicher in sich verschließen würde. Anne Dore's Herzensruhe durfte nicht getrübt werden, um keinen Preis. Ihr Glück und ihr Frieden waren ihm heilig, nicht nur, weil er seinem Bruder versprochen hatte, ihr Schutz und Schirm zu sein, sondern weil es sein Herz verlangte, sie vor allem Ungemach zu behüten.

Er hielt sich gut in der Gewalt. Nicht das kleinste Zeichen verriet ihr, daß sein Empfinden für sie eine Umwandlung erfahren hatte. — — —

Im nächsten Winter gingen sie erst nach Weihnachten nach Berlin. Diesmal wurde Anne Dore noch mehr von der Herrenwelt umschwärmt. Man hatte inzwischen in Erfahrung gebracht, daß sie eine reiche Erbin war. Anne Dore fand es wieder sehr amüsanter, ihr Treiben zu beobachten, war aber ahnungslos, was die Herren eigentlich von ihr wollten.

Die heiße Unruhe in Klaus' Blicken sah sie nicht, hätte sie auch nicht zu deuten gewußt. In ihrer köstlichen Unschuld und Herzensreinheit stand sie unbefangen dem werdenden Bemühen der jungen Männer gegenüber und karikierte die meisten von ihnen in drolligster Weise, wenn sie mit Onkel Klaus allein war. Sie war noch unbedingt kindlich und unberührt, daß sie gar nicht verstand, was um sie her vorging.

Am liebsten war sie auch in Berlin mit Onkel Klaus allein, und jeden freien Abend mußte er sie in ein Theater führen. Da sah sie dann atemlos vor Entzücken dicht an seine Seite gedrängt, und ihre Hände umfaßten bei besonders erregten Szenen seinen Arm, als müsse sie einen Halt haben. Er lauschte ihren tiefen Atemzügen und sah voll heimlicher Wonne in ihre großen, strahlenden Augen. Mit allen Sinnen war sie bei den Darstellungen, und es kam ihr nicht zum Bewußtsein, daß es nicht wirkliche Vorgänge waren, die sich auf der Bühne abspielten. —

Der Zufall führte Klaus in dieser Zeit einigemal mit Wilma Stein zusammen. Sie begegneten sich in einigen Gesellschaften. Klaus empfand etwas wie ungläubiges Staunen bei ihrem Anblick. Hatte er diese Frau wirklich einst so heiß geliebt?

Sie war sehr stark geworden und hatte verschwommene Gesichtszüge bekommen. Die blauen Augen, deren klarer, lieblicher Ausdruck ihn einst so sehr entzückt hatte, blickten kalt und blasiert. Es ließ sich nicht umgehen, daß er sie begrüßte und ihr Anne Dore vorstellte. Sie erwiderte einige landläufige Phrasen und musterte das junge Mädchen neugierig. Dabei dachte sie: „Wie gut, daß ich nicht Frau Doktor Hendrichsen geworden bin; das könnte mir passen, mich mit einer erwachsenen Nichte in Gesellschaft zu präsentieren. Da wird man doch gleich viel älter taxiert.“

Anne Dore schritt gleich darauf, von Klaus geführt, weiter. Sie sah zu ihm auf.

„Du — magst du diese Frau Stein sehr gut leiden, Onkel Klaus?“

„Nein,“ erwiderte er mit hart klingender Stimme.

Anne Dore atmete auf.

„Ich auch nicht, sie hat so kalte Augen und hat mich so neugierig angesehen, als wäre ich ein Naturwunder.“

„Bist du auch,“ neckte er, um sie abzulenken,

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau unserer Zeit.

Es ist nicht zu verkennen, daß seit einigen Jahrzehnten im deutschen Bürgertum gegen früher eine merkbare Verschiebung eintritt, die ihren Ausdruck in der bürgerlichen Frauenbewegung findet. Eine adlige Frauenbewegung gibt es nicht, denn — wenigstens da, wo sich die Aristokratie in ihrer früheren Höhe gehalten hat — ist durch den gefestigten Grundbesitz die Stellung der adligen Frau sowohl in wie außerhalb der Ehe im wesentlichen dieselbe geblieben, wie früher. Andererseits trägt die proletarische Frauenbewegung gegenüber der bürgerlichen ganz deutlich andere Züge; sie ist ein Stück der Arbeiterbewegung überhaupt. Die Arbeiterfrau verlangt Freiheit von der Arbeit, damit sie sich ihrer nachliegenden Arbeit in der eigenen Familie widmen kann; die (unverheiratete) bürgerliche Frau dagegen verlangt Freiheit zur Arbeit, damit sie, die in der Ehe nicht ihren naturgemäßen Beruf gefunden hat, dem Manne gleich in freier bürgerlicher Arbeit einen Lebensberuf und in diesem Inhalt und Unterhalt für ihr Leben gewinne.

Wir haben keine weit zurückgehende Ehestatistik; aber, soweit wir es beurteilen können, wird sich die Verhältniszahl der Verheirateten und der Unverheirateten gegen früher nicht so verschoben haben, wie man das oft annimmt. Ehelose Männer und ehelose Frauen hat es immer gegeben, und wenn die Beamteten im Verhältnis zu früher freilich ungleich längere Zeit brauchen, ehe sie zu Amt und Brot kommen und deshalb später oder gar nicht mehr heiraten, so ist ihre Zahl innerhalb der bürgerlichen Berufsarten doch keine so sehr ins Gewicht fallende. Dem gegenüber steht, daß Kriege jetzt seltener und unblutiger sind, und vor allem, daß durch bessere hygienische Einrichtungen die Lebensdauer gegen früher eine merkbar längere geworden ist. Wie es zweifellos früher schon viel unverheiratete Frauen gegeben hat, so wird sich danach deren Verhältniszahl in der Gegenwart so sehr nicht verschoben haben.

Aber die Maschine, die seit einem halben Jahrhundert etwa unser wirtschaftliches Leben beherrscht, hat auch gründlich das hauswirtschaftliche Leben revolutioniert. Noch Goethe konnte glauben, selbst ein Duzend unverheirateter Töchter im Hause nützlich zu beschäftigen; jetzt aber ist oft die einzige unverheiratete Tochter im Hause überflüssig, weil ihr das Haus nicht genügend Arbeit bietet. Früher kochte man nicht bloß im Hause, sondern wusch, buk, besorgte Schweine und Hühner, hielt oft genug noch eigene Kühe, besorgte Garten und Feld, kochte Seife, spann, wob, bewirtete die Gäste, pflegte die Kranken, alles im eigenen Hause; während man das jetzt fast alles billiger und bequemer auswärts hat. Welche Umwandlung hat nicht allein die Nähmaschine hervorgerufen!

Dadurch aber ist viel Frauenkraft, die sonst im Hause gebraucht wurde, unbeschäftigt geblieben. Nun aber braucht jeder Mensch Arbeit und Beruf, auch wenn der Lebensunterhalt da wäre; ohne Arbeit, ohne zweckvolle Arbeit fehlt doch der Lebensinhalt. Ein Lebensberuf ist Pflicht und Recht in eins, und gerade in den bürgerlichen Kreisen, die sich auf freie Arbeit aufbauen, muß die Berufslosigkeit der unverheirateten Frau besonders schwer empfunden werden. Die erwachsene Tochter sehnt sich ebenso wie der heranwachsende Sohn nach Selbstständigkeit durch eigene Arbeit.

(Aus dem Lieferungswerk: Mann und Weib, ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter vollständig dargestellt und herausgegeben von Professor Dr. A. Rothmann und Privatdozent Dr. Julius Weis. Vollständig in 48 Lieferungen zu je 60 S. Verlag der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.)

Humor des Auslandes.

Humor des Auslandes. Ein alter Neger wurde ins Hospital geschickt. Nach seiner Ankunft wurde er ins Bett gepackt und eine der Krankenschwestern steckte ihm ein Thermometer in den Mund, um seine Temperatur festzustellen. Als der Arzt die Runde machte, fragte er: „Nun, mein Lieber, wie fühlen Sie sich?“ — „Ich fühle mich ganz erträglich, Herr.“ — „Haben Sie etwas zu essen gehabt?“ — „Ja, Herr.“ — „Was hatten Sie denn?“ — „Eine Dame hat mir ein Stück Glas zum Saugen gegeben, Herr.“ (Tho Argonaut.)

Der Beweis. „Ich frage mich oft, weshalb man den Sieg durch eine Frau darstellt?“ — „Heirate und du wirst sehen, ob es nicht so ist.“ (Le Petit Parisien)

Sie: „Und wenn wir verheiratet sind, Schatz, wirst du mir doch auch alles erzählen, was passiert ist? Kousine Hannys Mann tat das immer.“ — Er: „Ach Schatz, ich werde Hannys Mann noch übertreffen. Ich werde dir eine ganze Menge erzählen, das überhaupt nicht passiert ist.“ (Chicago Daily News.)

Der Strolch.

Skizze von C. E. Riou.

Ja, es war mir oft und eindringlich genug in allen Tonarten gesagt und gepredigt worden, mich nicht am Abend allein in den abgelegenen Teilen des Tiergartens zu ergehen. Das sei unter gar keinen Umständen anzuraten, ja, geradezu gefährlich, hieß es. Aber als Nicht-Berlinerin schlug ich alle Warnungen in den Wind.

Es wollte mir nicht in den Sinn, daß Strolche Naturgenuss suchen sollten. Meiner weniger großstädtischen Anschauung nach kam in den Tiergarten nur, wer nach dem Staub und Dunst der Straßen Berlins „Natur kneipen“ wollte, eine Weile reinere Luft atmen und sich von der Hast und Unrast der Arbeit erholen. Und solche Menschen konnte ich mir nicht als Diebe, Räuber und Mörder vorstellen.

Selbst der Hinweis auf die Liebespärchen, auf die Gouvernanten, Kindermädchen und „höheren Töchter“, die im Tiergarten ihren Roman lebten, konnten mich in meiner festen Zuderkraft auf das wenn nicht Edle, so doch Harmlose in der Brust der Tiergartenbesucher nicht irre machen. Die Berliner zuckten die Achseln, wie wenn sie sagen wollten: „Nun, wer nicht hören will, wird fühlen!“

Ich lachte, — und ging doch wieder abends, oder wenigstens gegen Abend hin. Am Tage kam ich oft nicht dazu; da war mir der Tiergarten auch zu menschengefüllt, zu geräuschvoll. Der unaufhörliche Lärm, das Quietschen der „Elektrischen“, das Rufen und Schreien der Kinder auf den Spielplätzen, das unablässige Hin und Her der Wagen und Fahrräder, das Wandeln all der Toiletten wirkte auf mich zu aufregend und beunruhigend. Auge und Ohr wurden beständig angestrengt, alle Sinne zu wach erhalten, als daß die durch Geistesarbeit ermüdeten Nerven hätten ruhen können. Und zu reinem Naturgenuss gelangen, den der herrliche Tiergarten in dieser Jahreszeit bot, konnte man auch nicht, wenn der Blick nirgend frei und ungehemmt über die saftige Frische des Rasens streifen, nirgend das durstige Auge das Maiengrün des Laubes trinken konnte, ohne durch aufdringliches Punt von Mäden, Schirmen, Hüten irritiert zu werden, die sich auf Bänken und in den Gängen breit machten. Für eine sehr kleine Weile nur freute man sich an der Farbensymphonie der Toiletten zwischen den Bäumen, auf dem grünen Samt des Rasens, ihren Widerschein in dem spiegelnden Wasser. Dann aber begann das alles zu quälen, und man suchte sich nach ländlicher Stille, nach Waldesruhe und Einsamkeit.

Nun, Waldesruhe und Einsamkeit war in und um Berlin schwer zu haben. Und da sollte ich auch noch auf die eine stille Stunde verzichten, die es am ganzen Tag gab, die, wenn sich Dämmerung über den Hain breitete, wenn alles zum Nachlassen heimgog, wenn ein Aufatmen durch den ganzen Park ging, wie wenn auch seine Seele sich befreit fühlte, mit der des Menschen, wenn er still lag und friedlich, froh, allem Geschwätz, Lärm, Trubel entronnen zu sein.

Das war ja die einzige Zeit, wo man auf jeder Bank ungestört ruhen und träumen, auf jedem Pfade ungehindert wandeln konnte.

Leise Rebel auf Teichen und Wiesen, ein traumhaftes Zirpen in Baum und Strauch; hier und da noch ein einsamer Wanderer, ein bleicher, müder, nach der Tageslast und dem Qualm der Fabrikräume Luft schöpfender Arbeiter, ein mit sich selbst beschäftigtes Liebespärchen, dann tiefe, heilige Stille.

Ach so kurz war die Zeit! Nicht lange, dann erglühete die elektrischen-Lampen. Die Vogel Lampen warfen ihr aufdringliches, neugieriges Licht in die dunkeln Laubgänge, die tiefen, verschwiegene Schatten der Bäume, alle Winkel und Ecken. Und dann öffneten sich wieder die verschlossenen Türen Berlins und der Menschenstrom von Männlein und Weiblein ergoß sich auf's neue in den Park.

Rein, diese eine Stunde, wo alle Stürme schwiegen, alles Leid sich säufte in der Brust, die ließ ich mir nicht nehmen. Und ich suchte, wie immer, die einsamsten Plätzchen, die verschlungensten Pfade. Reich war ich ja nicht, schön war ich nicht, jung war ich nicht. Was sollte mir da wohl geschehen?

Die Sonne war lange zur Rüste gegangen, die Dämmerung hüllte schon wie ein dichter Flor Büsche und Rasenflächen ein. — Doch ich ging, in Gedanken verloren, immer weiter, mich immer mehr von den Straßen der Stadt und den breiten Alleen entfernend. Und, o Wonnel! ich hatte den ganzen Tiergarten für mich allein.

Nun befand ich mich in einem Teile des Parks, den ich noch nicht kannte. Aber auch das machte mich nicht besorgt.

Sein Mensch und nichts Menschliches war mir ja bis jetzt auf dem Wege begegnet, noch irgend etwas zugestoßen, — und ich wollte schon, wie immer, der Warnungen und düstern Prophezeiungen lachen, als mir war, wie wenn plötzlich, in einiger Entfernung von mir, ein dunkler Schatten sich vom Bosse löste, jetzt wieder zurücktauchte in's Dunkel, sich wie vorsichtig im Schutze der Bäume vorwärts bewegte, dann wieder stehen blieb, wie scheu um sich lugte, und endlich entschledener vorwärts schritt, mir entgegen.

Jetzt nahmen meine erschrockenen Augen auch die vollen Umrisse der Gestalt wahr. Aus dem Gange und der Haltung erriet ich schon aus der Ferne, daß sich mir kein „Gott“ näherte, sondern

ein „Mann“, ein Mensch von zweifelhaften Absichten und beißender, ja, sehr schäbiger, verboogener Haltung nahm in der Abenddunkel wahre Räuberdimenionen an.

Ich schalt auf meine aufgeregte Phantasie, aber darüber blieb schließlich doch kein Irrtum, keine Selbsttäuschung mehr möglich. — Ich hatte einen Strolch, einen richtigen Strolch vor mir. Und aus dem schmalen Pfad war an ein Ausweichen nicht zu denken — und ich befand mich mutterseelen allein, jede menschliche Hilfe außer Ruf- und Hörweite. . .

Was tun? — Umkehren und fliehen?

Aber ich war gewiß, in der Aufregung eine falsche Richtung einzuschlagen, die mich noch tiefer in's Biersal und Dunkel führte, statt auf eine der großen Alleen oder belebten Fahrstraßen. Und dann war er jedenfalls auch schneller wie ich.

Rein, wenn ich erst einmal Furcht gezeigt hatte, war ich ohne Zweifel verloren.

Also: nicht die mindeste Angst verraten; ihm ruhig entgegengehen; ihn durch Sicherheit und Applomb verblüffen, so daß ich womöglich bereits an ihm vorüber und fort bin, ehe der verbrecherische Gedanke in ihm sich noch regt oder zur Tat werden kann. Schnellen, aber gleichmäßigen Schritt! feste Haltung! ihn sorglos, gleichgültig ansehen, und dann an ihm vorüber, vorüber — und ein'al außer Sehweite, in Carriere aus dem Tiergarten hinaus auf die Straße und nach Hause, nach Hause!

O weh! diese schönen Entschlüsse kamen zu spät. Der böse Gedanke war da — entschieden, — der Mensch hatte Absichten auf mich. Nun blieb er stehen, sah mich ins Auge. . . nun kam er näher —

O Gott, nun sollte mich also wirklich die Strafe für meinen Leichtsinns ereilen! Warum hatte ich auch nur nicht auf die wohlmeinenden Worte gehört! — Wer sich in Gefahr begibt, muß natürlich darin unterkommen.

Nach trennten nur wenige Schritte noch von dem Strolch, und ich sah deutlich die verkommene Gestalt, die armselige Kleidung, das despotische Gesicht. Vorbei war's mit dem ruhigen Entgegengehen! vorbei mit jeder Entschlossenheit! Wie ein Vögelchen, das der Rabenblick an die Stelle bannt, stand ich und zitterte.

Jetzt hielt er dicht vor mir, und von unten herauf nach mir schielend, sah, den Rücken gebückt, mit der scheibbaren Unterwürfigkeit solcher Leute, bat er um eine kleine Gabe.

„Das tun sie alle so,“ fuhr er mir noch durch den Sinn, „und dann —“ Aber ich konnte das „Dann“ nicht mehr ausdenken; denn schon wiederholte er seine Bitte, und ich war vor die Wahl gestellt: Entweder das Portemonnaie aus der Tasche ziehen, — aber dann entzieht er mir's ja und läuft damit weg, — oder die Gabe verweigern. Aber dann bringt er mich um.

Rein, besser Geld, als Leben verloren!

Ich greife also in meine Tasche.

Er heftet den lauernden Blick auf die Börse, die in meiner Hand zittert. Meine Augen suchen ängstlich wieder und wieder sein Gesicht, während ich sie öffne.

Was gibst du ihm nur? — Eine Mark? — Aber dann denkst er, du seist ein Krösus und erschlägt und beraubt dich um deines Reichthums willen.

Zehn Pfennige? — Das wirft er dir ja vor die Füße.

Fünzig vielleicht?

Meine lebenden Finger fassen endlich das dünne Geldstück. Ich reiße es zögernd hin.

Er nimmt es, sieht darauf hin, dann mich an, ich schließe halb schon die Augen und denke: Nun kommt's! — da — — das Geldstück liegt noch in seiner geöffneten Hand — verändert sich seine Haltung, wird höher und freier. Er reißt den schabigen Filzhut vom Kopfe, und — während Tränen in seine Augen treten, stammelt er mit vor Rührung erschlackter Stimme: „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen.“ Und tritt höflich in's Gras und läßt mich passieren. . .

Noch kann ich kaum glauben, der Gefahr entgangen zu sein. Aber schon, wie ich vorwärts schreite, kämpft Beschämung in mir mit einem Gefühl der Erleichterung; freilich wage ich nicht, mich umzuwenden. Ich horche nur zitternd, ob er mir folgt. Doch wie sein Schritt in der Ferne verklingt, und ich wieder allein bin, in stiller, trübsaliger Einsamkeit, halte ich an, aufatmend, beruhigt, und dann sagt etwas in mir: „Das war ja einer, der es gebraucht hat; das war einer, der es wirklich gebraucht hat! Ach Gott, hättest du doch deine Mark geopfert!“

Ihm nachlaufen? ihm noch mehr bieten? — Ich war zu feige, ich wagte das nicht —

Zur Zeit der Zeit gebe ich immer, gleich, ohne erst viel zu bedenken, ob auch die Gabe wirklich verdient sei. Ich habe zwar den Oberbibliothekar einer großen süddeutschen Universität einmal arg damit vor den Kopf gestoßen, der da meinte, ich entwidete „nette Ansichten“ — ich ging ihn nämlich vergeblich um eine Gabe für einen Dürftigen an, — aber wirklich, ich will doch tausendmal lieber unwissentlich zehn schlechten Menschen geholfen haben, als einen guten, der Verstand gebraucht hätte, ohne die verdiente und nötige Hilfe lassen.

Wer selber von der Göttin Fortuna nicht übermäßig mit Glücksgütern dieser Erde beschenkt ist, versteht das wohl eher. Und wie oft ist ein Strolch wohl nichts anderes als ein darbender Nächster, ein Nebenmensch in der Not!

Suggestion und Gehorsam.

Von Dr. Ernst Halbig.

Bekanntlich versteht man unter „Suggestion“ die Beeinflussung der Handlungen einer Person durch eine andere. Das kann entweder im Zustande der „Hypnose“, des hypnotischen Schlafes geschehen — und geschieht auch so bei allen rasch zum Ziele führenden Willensbeeinflussungen — es können aber auch im „Wachzustande“, im Leben und Treiben des Alltags, dem alle hypnotischen Experimente fern liegen, Suggestionen wirksam werden. Natürlich darf man nicht in jeder Art von Willensbeeinflussung eine Suggestion erblicken wollen. Wenn mich jemand auffordert, auf die andere Seite der Straße zu gehen, weil von einem Hause Rauf- und Steinwürfe herabfallen, so werde ich gewiß dieser gar nicht eindringlich gestellten Mahnung nachkommen. Falls aber jemand behauptet, mir sei das Verlassen der einen Straßenseite von irgend jemand suggeriert worden, so werde ich mich dagegen aufs lebhafteste verwahren. Ich bin einfach deshalb auf die andere Seite der Straße gegangen, weil ich nicht die geringste Lust verspürt habe, die Widerstandsfähigkeit meiner Schädelknochen zu prüfen, ich habe also meine guten Gründe dafür, daß ich so und nicht anders gehandelt habe. Wäre ich einer Suggestion unterlegen, dann hätte der ganze Fall nicht in dieser Weise verlaufen dürfen. Wenn ich auf die an mich in brüster Form gerichtete Aufforderung rasch mit dem Ausweichen auf die andere Straßenseite geantwortet hätte, was der Mann eigentlich will und warum ich das tue, was er will, dann müßte ich mir selbst gestehen, daß ich einer Suggestion unterlegen bin. Denn das Kennzeichen des suggerierten Handelns ist der Mangel einer richtigen, zureichenden Begründung, das rasche, sozusagen automatische Ausführen eines Befehls, ohne die Einsicht in seine Bedeutung und Tragweite, ohne daß die Vernunft, der Intellekt des Handelnden Gelegenheit zur „Gegenäußerung“ findet. Es hat erst neulich ein anerkannter Forscher auf dem Gebiete der Suggestion den Nachweis geführt, daß der Clou der militärischen Erziehung, des Drills, die suggestive Beeinflussung des Soldaten durch seinen Vorgesetzten ist. Ähnliches wird von der Erziehung des Kindes zur Folgsamkeit behauptet. Das Kind gehorcht, so wird gesagt, weil die Befehle der Eltern und Lehrer suggestive Kraft für seine Psyche haben. Nun gibt es aber auch Gegner dieser Auffassung, die die Bedeutung der Suggestion für die Erziehung des Kindes leugnen, die sogar in dem Wunsche, das Kind suggestiv zu beeinflussen, ein geradezu verfehltes Erziehungsprogramm sehen. Der kindliche Gehorsam müsse, so sagen sie, aus der Erkenntnis der Notwendigkeit fließen, das Kind müsse lernen und wissen, warum es gehorcht. Das letzte Ziel aller Erziehung sei ja die Selbstständigkeit im Denken und Handeln, die Unabhängigkeit von äußeren, unmotivierten Einflüssen. — Zweifellos enthält diese Ansicht von den Aufgaben der Erziehung einen richtigen Kern. Es kommt ja in der Tat darauf an, das Kind zum charakterstarken Menschen zu erziehen. Und das ist nur so möglich, daß man es dazu anleitet, sich Rechenschaft über die Motive seiner Handlungsweisen zu geben. Nichtsdestoweniger ist es verfehlt, die Wirksamkeit der Suggestion in der Erziehung und die Notwendigkeit ihrer Wirksamkeit zu leugnen. Die Suggestion hat, wie wir im folgenden zeigen wollen, ihr besonderes Betätigungsfeld in der Erziehung, innerhalb dessen sie mit dem letzten Ziele der Erziehung niemals in Konflikt gerät, vielleicht sogar gar nicht geraten kann. —

Es ist nicht Zufall und nicht Mangel an Einsicht, wenn die Mutter von ihrem Kinde schon zu einer Zeit Gehorsam fordert, in der dieses noch keinerlei Verständnis für die Bedeutung seiner Handlungen hat. Das ganz junge Kind muß schlechtweg gehorchen; es wäre absurd, zu verlangen, daß man ihm schon klar mache, warum es gehorchen solle. Nach und nach läßt sich dies freilich bewerkstelligen, indem man von dem einfachsten dem unentwickelten Intellekte Verständlichen zu den schwierigen Fällen übergeht. Bevor aber noch diese „Aufklärung“ einsetzt, muß das Kind schon an die Folgsamkeit gewöhnt sein, es kann sich lediglich um eine nachträgliche Rechtfertigung früherer Maßregeln und niemals nur ein Erst-Gehorchen-Lernen handeln. Man wende nicht ein, daß auch schon auf der frühesten Stufe kindlichen Gehorsams leicht verständliche Motive da sind, die dem Kinde deutlich sagen, was es zu tun hat. Daß etwa die Furcht vor Strafe und die Hoffnung auf Belohnung die Handlungsweise des Kindes bestimmt und bestimmen soll! Wer sich jemals mit der Erziehung eines Kindes befaßt hat, weiß, daß es um die Folgsamkeit jener Kinder schlecht bestellt ist, die erst auf Lohn oder Strafe hingewiesen werden müssen, bevor sie den elterlichen Befehlen nachkommen. Daß Versprechungen und Drohungen manchmal notwendig sind, soll ja nicht geleugnet werden. Die Hauptsache bleibt aber doch immer die, daß das Kind, ohne mit anderen und sich zu feilschen, das tut, was von ihm verlangt

wird, mit anderen Worten: daß die Befehle suggestiv auf es wirken. — Es hieße übrigens die Tragweite rein gedanklicher Überlegungen für das kindliche Gemüt weit überschätzen, wollte man annehmen, daß selbst bei dem älteren, gereifteren Kinde, diese stets die Handlungen bestimmen können. Das Kind ist viel zu sehr Stimmungsmensch, viel zu sehr von seinen augenblicklichen Wünschen und Gefühlen abhängig, um sein Handeln vorerst zu überlegen. Fehlt es an dem elementaren Gehorsam, der eben durch Suggestion hervorgerufen wird, dann behält eben „die zwingende Not des Augenblicks“ die Oberhand und das Kind handelt — weder nach den Wünschen seiner Erzieher noch auch nach den seiner besseren Einsicht. —

Die Erziehung muß dem Kinde eine Reihe von Gewohnheiten beibringen, die wir alle als Lebensgewohnheiten oder als Lebensart kennen, ohne daß wir uns Rechenschaft darüber geben können, warum sie dies sind. Warum benötigen wir bei manueller Betätigung vorzugsweise die rechte Hand? Warum essen wir des Mittags zu bestimmter Stunde? Und warum bedienen wir uns der Gabel und des Messers und nicht etwa des Löffels bei gewissen Speisen? All das sind Dinge, die uns von Jugend auf eingeschränkt wurden, ohne daß wir uns in der Regel fragen, warum wir gerade so und nicht anders verfahren. Das Kind würde sicherlich lieber mit den Fingern essen statt mit der Gabel, wenn es dürfte.

Wir können häufig die Beobachtung machen, daß einzelne Personen in besonders hohem Grade die Fähigkeit haben, Gehorsamkeit bei Kindern zu erwecken. Bekanntlich wird die Hypnose heute auch von vielen Ärzten mit wechselndem Erfolge zu Heilzwecken verwendet.

Am Schachbrett.

Auflösung zu Nr. 46.

W. Kh3, Df8, Lb2, g4, Sd4, Te5, Bb6, f2, g3, h4.
Schw. Ke5, Da3, Lf7, g5, Tb7, Ba5, b3, e2, d5, g6.

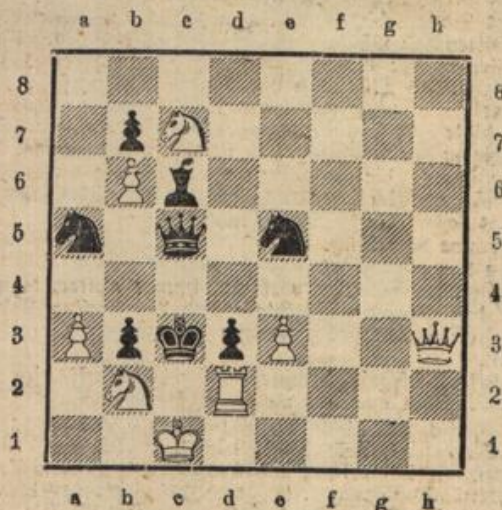
- | | |
|-----------------------------|-----------|
| 1. Te5 — e3, Kd4:; — | 2. Te4 +. |
| 1., Df8:; — | 2. Se6 +. |
| 1., Ke4:; — | 2. Dg7. |
| 1., Kf6:; — | 2. Dh8 +. |
| 1., beliebig anders; — | 2. Se6 +. |

Die starke Verführung 1. f2 — f3 scheitert nur an 1., Tb7 — e7.

Richtige Lösung sandten ein: Karl Schneefels-Wiesbaden. — Ed. Röhner-Wiesbaden. — A. Angler-Wiesbaden. — Fritz Kopp-Wiesbaden. — Schachede Kurhaus-Wiesbaden. — A. Römer-Wiesbaden. — Heinrich Ruster-Wiesbaden. — O. Drescher-Wiesbaden. — Josef Vomberg-Wiesbaden. — W. Mager-Wiesbaden.

Schach-Aufgabe:

Zweizügiger von S. Loyd.



Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glödes in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers,
Konrad Leibold in Wiesbaden.